

In allen Adern der Erde

– Zum 75. Geburtstag des griechischen Dichters Jannis Ritsos am 1. Mai 1984. –

Jannis Ritsos, der griechische Dichter, vollendete in diesem Jahr am 1. Mai sein 75. Lebensjahr. Sein Geburtstag am Feiertag der internationalen Arbeiterbewegung ist zufällig wie jedes Geburtsdatum, und doch liegt hier eine Übereinstimmung, eine Identifizierung von Zufall und selbstgewählter Lebensorientierung vor, die nicht übersehen werden kann. Kein anderer neugriechischer Autor hat sein Werk und sein Leben so eng mit dem Schicksal, den Kämpfen, Erfolgen und Leiden der Arbeiterklasse seines Landes verbunden.

*Mein Herz ist ein breiter, irdener Topf,
der viele Male im Feuer stand,
der tausende Male für die Armen kochte,
für die Tagelöhner, für die Flößer,
für die Arbeiter und ihre bitteren Mütter,
für die hungernde Sonne, für die Welt – ja für die ganze Welt,
– ein armer, rußgeschwärzter Topf, der gut seine Arbeit verrichtet.
Und der Topf kocht und kocht und singt dabei.*

Geschrieben wurden diese Zeilen in einem der Konzentrationslager, die 1949 nach dem griechischen Bürgerkrieg von den siegenden Monarchisten errichtet worden waren. Ritsos hatte auf der Seite der sozialistischen Linken am Bürgerkrieg teilgenommen und war mit Zehntausenden seiner Landsleute unter den erbärmlichsten Umständen für Jahre auf den KZ-Inseln in der Ägäis festgehalten worden. Viele seiner großen Gedichte zeugen von dieser Zeit. Auch die folgenden Zeilen sind dem Zyklus „Der rußgeschwärmte Topf“ entnommen (Übersetzung Niki und Hans Eideneier).

*Und nicht, daß ihr später sagt, ich hätte etwas Wichtiges getan.
Nur daß ich da war, mich an die gleiche Wand lehnte, an der ihr lehntet, meine Genossen,
nur daß ich in den Sammellagern die Namen unsrer Helden und Märtyrer las,
nur daß ich die gleichen Handschellen trug, die ihr getragen habt,
nur daß ich mit euch litt, mit euch träumte,
nur daß ich dich fand und du mich, Genosse.*

Diese Zeilen sind durchaus nicht symbolisch zu verstehen, nicht als Ausdruck einer ideellen Solidarität. Was man von den wenigsten deutschen Schriftstellern sagen kann Ossietzky, Bruno Apitz, Erich Mühsam, Adam Kuckhoff sind zu nennen – Jannis Ritsos hat tatsächlich die gleichen konkreten Handschellen wie die Widerstandskämpfer, die linken Patrioten getragen und hatte weder 1949 noch nach dem Obristenputsch von 1967 die Chance, ins Ausland zu emigrieren. Er hat sie wahrscheinlich auch nicht gesucht. Selbst die Weltliteratur unseres Jahrhunderts kennt wenige Autoren, die ihre politische Überzeugung so wie er mit dem Opfer vieler Jahre ihrer Freiheit oder dem Leben bezahlten. Der Türke Nazim Hikmet, der Spanier Garcia Lorca, der Chilene Victor Jara.

Eine der eben zitierten Zeilen, wiewohl auch sie charakteristisch ist für den Menschen und Autor Ritsos, ist mit Sicherheit objektiv unzutreffend: „Und nicht, daß ihr später sagt, ich hätte etwas Wichtiges getan“. Was er getan hat, in dieser Bescheidenheit und scheinbaren Unerheblichkeit, war nicht weniger, als Tag für Tag in den Lagern das bittere, hauchdünne Leben, das er mit seinen gefangenen Genossen

teilte, poetisch abzubilden und aufzuheben. Frierend in den Armeezelten oder schmachmend zwischen den karstigen Felsen der wasserlosen Inseln in der griechischen Sommerhitze, unter den Folterungen der faschistoiden Wachmannschaften und der Zwangsarbeit in den Steinbrüchen, isoliert und vergessen von der Welt und vom eigenen Volk – in dieser Situation hat Ritsos Verse geschrieben, die mit ihrem hoffnungsvollen Optimismus, mit ihrer humanistischen Würde und Menschenliebe und in ihrer unerschöpflichen Schönheit, aber zugleich auch realistischen Unerbittlichkeit der noch jungen griechischen Nation den poetischen Ausdruck ihrer revolutionären Identität geschaffen haben. Das sind große Worte. Sie gelten einem erstaunlichen Leben und einem seltenen dichterischen Werk. Louis Aragon schrieb 1969 über Ritsos, als eine Solidaritätsausgabe seiner Gedichte für den erneut inhaftierten Autor in Frankreich erschien:

Alles geht vor sich, als ob dieser Dichter das Geheimnis meiner Seele besitze, als ob er allein mich so zu erschüttern wisse. Ich wußte zunächst nicht von ihm, daß er der größte lebende Dichter dieser unserer Zeit ist. Ich habe es nach und nach erfahren, von einem Gedicht zum andern – ich würde sagen: von einem Geheimnis zum andern. Denn jedes Mal war es der Schock einer Enthüllung, den ich verspürte. Die Enthüllung eines Menschen und eines Landes, die Tiefen eines Menschen und die Tiefe eines Landes. Von keinem lernte ich wie von Ritsos, denn er ist das ganze Leben seines Volkes und sein Gesang, seine Schmerzen. Ritsos' Kunst läßt sich nicht eingrenzen. Von den großen Poemen angefangen, ... bis hin zu jenen kurzen Klagen der letzten Zeit, die sich auf den Knien schreiben lassen, auf den Inseln, die Makronissos, Jaros, Leros heißen - ein jeder findet darin sein eigenes Herz und seine Wunde.

Mikis Theodorakis, der in seiner Heimat ähnliche Erfahrungen machen mußte wie Ritsos, und durch dessen Vertonungen Werke seines Landsmanns in den späten sechziger Jahren erstmals in der Bundesrepublik verbreitet wurden – freilich ohne daß sie dadurch den deutschsprachigen Hörern bekannter geworden wären – schrieb vor fünf Jahren über seinen Freund und Mitstreiter:

Jannis Ritsos ist nicht nur der große griechische Dichter, der die neugriechische Sprache gewaltig bereichert hat, sondern auch der redliche Mensch, der volksverbundene Kämpfer, der ruhig und würdig mit unserm Volk das Brot seiner Leiden und Prüfungen geteilt hat. Jannis Ritsos beweist mit seinem Werk wie mit seinem Leben, daß die Dichtung nicht nur mit Engagement vereinbar ist, sondern daß ein Mensch, je stärker und existenzieller er der großen Idee der Revolution kämpfend verbunden ist, er um so stärker und entschiedener auch der Idee der Kunst dient. Er ist Dichter des Griechentums, der Romiossine, jener der genauer als jeder andere auf die geheimnisvollen Herzschräge des Volkes und die verborgenen Botschaften seines Schicksals hörte, ... jener unverwechselbare Grieche, der weitestes Echo in allen Regionen unseres Planeten fand und bewies, daß Nationalität und Internationalität so einheitlich sind wie die Träume und Hoffnungen der Menschen auf die Freiheit, wo immer auf der Welt sie leben.

Es ist erstaunlich genug – zu Hunderttausenden besuchen die Bundesdeutschen Jahr für Jahr jene Küsten und Inseln des Lichts, beginnen inzwischen auch, neben den Denkmälern seiner klassischen Zeit die soziale Gegenwart Griechenlands wahrzunehmen, aber den wichtigsten Vertreter seiner nationalen Dichtung, dessen internationale Bedeutung nicht nur von Theodorakis festgestellt wird, kennen sie so wenig wie die jüngste Geschichte des Landes. Die deutsche Bildungstradition, ganz auf die klassische Antike orientiert, hat hier offenbar als wirksamer Informationsfilter gedient. Im Unterschied übrigens zu Frankreich und England, auch zur DDR und anderen sozialistischen Ländern, wo die griechische Geschichte seit der deutschen Besetzung des Landes und die damit so eng

verbundene Dichtung des Jannis Ritsos seit längerem im Bewußtsein sind. Zu dieser Situation bei uns mag beigetragen haben, daß trotz seiner nationalen Popularität der Literatur-Nobelpreis nicht dem Griechen Ritsos, sondern seinen etwa gleichaltrigen Landsleuten Seferis und Elytis zugesprochen wurde. Sie sind Vertreter einer eher abgehoben-elitären, an westeuropäischen Vorbildern orientierten, auf jeden Fall aber politisch abstinenten Dichtung – unverdächtige Zeugen der neugriechischen Literatur.

In der DDR sind auch die ersten deutschsprachigen Ausgaben von Ritsos-Gedichten erschienen. Inzwischen gibt es bei uns einige ähnliche schmale Sammelbändchen, vornehmlich von kleineren Verlagen publiziert, meist nicht mehr greifbar. Anläßlich des 75. Geburtstags des Dichters erscheint nun, erstmals ins Deutsche übersetzt, in dem auf Übertragungen neugriechischer Literatur spezialisierten Kölner *Romiosini-Verlag*, das große Versepos *Nachbarschaften der Welt*. Teile aus diesem Werk vor allem will ich hier vorstellen, weil es beides erkennen läßt: das besondere poetische Genie des Jannis Ritsos und ein Stück der modernen Geschichte des Landes an der Ägäis.

Ich habe Ritsos' Dichtung zum erstenmal 1968 in seinem Gedicht „Romiosini“ auf einer Veranstaltung gegen die griechische Militärdiktatur in München kennengelernt, das in Teilen von Maria Farantouri nach der Vertonung von Theodorakis gesungen wurde. Da war ich noch taub für anderes als die hinreißende Musik und die Stimme der Interpretin. Die Übersetzung eines der Liedtexte zeigt eine erstaunliche Übereinstimmung von Komposition, Interpretation und poetisch-politischem Gehalt.

*Mit so viel Blättern winkt dir die Sonne Guten Tag,
von so viel Fahnen leuchtet der Himmel.
Und diese sind hinter Gittern und jene in der Erde
Schweig - denn bald werden die Glocken läuten.
Uns gehört diese Erde und ihnen gehört sie.
Unter der Erde in ihren gefalteten Händen
halten sie das Glockenseil.
Sie warten auf die Stunde, schlafen nicht, sterben nicht,
sie warten, die Auferstehung zu verkünden.
Diese Erde ist die ihre und die unsere –
keiner kann sie uns nehmen.*

Es ist der Leidensweg des griechischen Volkes in den Kriegsjahren, die Hungersnot, die Zehntausende von Toten unter der ohnehin armen Bevölkerung verursachte, die Kämpfe der Partisanen in den glühenden oder verschneiten Bergen, die Friedhofsruhe in den von Spitzeln und Geheimpolizei verseuchten Städten und Dörfern, die Massaker an der Zivilbevölkerung nach den Mustern von Lidice und Oradour, und es ist über den unmittelbar zurückliegenden Kampf hinaus die Geschichte des Volkswiderstands, der in diesem Text zu ins Poetische übersetzten Bildern des nationalen Befreiungskampfes der Griechen geworden ist. Der Titel „Romiosini“ wird ziemlich notdürftig mit „Griechentum“ übersetzt und meint jenes besondere, mit der griechischen Landschaft und Tradition verbundene Selbstbewußtsein der Griechen, das die Jahrhunderte der immer neuen fremden Kolonisierungen des Landes überdauert hat.

Erst über zehn Jahre später bin ich Jannis Ritsos als Person begegnet und hörte ihn vor einer vieltausendköpfigen Menge aus demselben Gedicht rezitieren. Das war bei einem jener politisch-kulturellen Massenfeste in den Athener Vorstädten, die von den griechischen Parteiorganisationen im Sommer veranstaltet werden. Von einer baumhohen Wand mit den Farben und Zeichen der kommunistischen Jugend KNE, auf einer riesigen, nur von zwei Lautsprechertürmen eingerahmten Bühne, auf der eben noch der schwarzgekleidete Hühne Theodorakis mit seinem Orchester die Massen

befeuert hatte, stand plötzlich ein schwächtiger Mann im Straßenanzug und offenem Hemdkragen vor dem einsamen Mikrophon. Die Gestalt so unscheinbar wie die Gestik und Haltung bescheiden. Eindrucksvoll mächtig der Kopf mit dem Bart und dem dunklen, bis in den Nacken fallenden Haar, der starken Nase und der freien Stirn. Als Ritsos dann aus „Romiosini“ las, mit seiner modulationsreichen, vollen Stimme, jedes Wort verständlich, waren die Anteilnahme, das Leiden und Kämpfen dieses Mannes so gegenwärtig wie die Bilder der von seinen Versen aufgerufenen gemeinsamen Erinnerungen und Hoffnungen in den Köpfen seiner Zuhörer. Da war dieser Ausdruck „pitit tou laou“ – Dichter des Volkes –, den ich öfter in Griechenland neben dem Namen Ritsos gehört und gelesen hatte, plötzlich keine südländisch-blumige Metapher mehr, sondern eine glaubhafte Realität. Und nie hätte ich damals aus seiner Erscheinung, aus der Kraft seines Auftritts, seiner Stimme vermutet, daß Ritsos schon 70 Jahre alt war. Inzwischen verstehe ich die Bedeutung der Worte von Theodorakis besser, im direkten, wie im übertragenen Sinn – sie könnten heute mit nicht weniger Recht als vor fünf Jahren, zu seinem siebzigsten Geburtstag, gesagt sein:

Heute feiert Ritsos, heißt es, seinen siebzigsten Geburtstag. Vergeblich versucht die begrenzte Logik der Menschen, physischen Phänomenen einen zeitlichen Ausdruck aufzupressen, die die Begriffe von Ort und Zeit sprengen. Ritsos gleicht den Titeln seiner Gedichte. Er war, er ist und wird immer sein eine andauernde, eine unvergängliche ‚Frühlingssymphonie‘. Zugleich wird sein Werk, ein wirklicher ‚Marsch des Ozeans‘ in seiner ozeanischen Unendlichkeit, in jedem Augenblick das Jünglingsalter des Menschen wiedererschaffen. So war und ist Ritsos der ewige Jüngling, tausend Jahre alt. So gleicht er dem Taijetos, der ihn gebar, und dem Ägäischen Meer, das seine Blicke zurückwarf, als er zum erstenmal überrascht von den Mauern Monemvasias die Unendlichkeit schaute, die ihm selbst zu werden bestimmt war.

Frühlingssymphonie und Marsch des Ozeans sind Titel früher Gedichtsammlungen des Autors. In Monemvasia, einer alten Stadt an der Ostküste des Peloponnes, im Schatten des Taijetos-Gebirges, wurde Ritsos 1909 in einem kleinbürgerlichen Elternhaus geboren. Er hat sich sehr früh, schon in den dreißiger Jahren, der Arbeiterbewegung seines Landes angenähert, aber er hat sich zugleich jene Sensibilität, jene empfindlichen Antennen für Stimmungen, für Zwischentöne, jene Liebe für die Naturschönheiten seines Landes bewahrt, die er als nutzbares Erbe aus seinem kränkelnden, dekadenten Kindheitsmilieu und wohl auch aus seinen Aufenthalten in verschiedenen Lungenheilstätten empfangen hat.

So enthusiastisch die Charakterisierung von Theodorakis uns erscheinen mag - unbegründet ist sie nicht. Weiß man, daß Ritsos' Leben bis zum Alter von dreißig Jahren von Krankheit und Armut gekennzeichnet war, dann die von Hunger, Kampf, Isolation und neuer Krankheit geprägten Jahre der deutschen Besatzung, des Bürgerkriegs und der KZ-Aufenthalte folgten, so erscheint seine schöpferische Leistung damals und bis in die jüngste Zeit unbegreiflich. Man kann sie wohl nur verstehen als Ergebnis einer ganz ungewöhnlichen Kraft des Herzens und des Bewußtseins, die den widrigen Lebensumständen ein solches Werk abgetrotzt hat.

In einem vor knapp einem Jahr geführten Gespräch gab Ritsos eine Art Erklärung für die Herkunft seiner Kraft, für sein Selbstverständnis und zugleich Menschenverständnis (Übersetzung Ioana Louvros).

Ich akzeptiere nicht die Verzweiflung. Ich meine, daß es die größte Niederlage des Menschen ist zu verzweifeln, und nicht nur Niederlage, sondern auch Feigheit. Es ist Feigheit, wenn ein Mensch sagt, es ist nichts zu machen, ich gebe auf. ... Ich liebe die Menschen, die hundertmal widerlegt werden können und doch von neuem hoffen. Im Namen der Hoffnung können wir arbeiten, ein Werk

vollbringen, es der Menschheit geben. Ich glaube, daß ein Dichter nicht nur die Verpflichtung, sondern auch das innere Bedürfnis hat, auszuwählen und die schönsten Elemente des Lebens aufzuzeigen. Ein Dichter, ein Künstler darf nicht das Schlechte des Lebens horten und mit Haß gegen das Leben darstellen. Charakteristisch ist eine solche Haltung für die meisten Menschen, und entschuldbar. Unentschuldigbar ist es für einen Dichter, von dem man sagt, er sei der Architekt der menschlichen Seele, die Seelen und seine eigene in den Abgrund stürzen zu lassen. Wir haben nicht nur schöne Bilder, sondern auch Beispiele von Menschlichkeit, Güte, Freundschaft, Liebe, in der ganzen Welt, und die vergessen wir und erinnern uns nur an die schwärzesten Momente unseres Lebens. Wir erinnern uns, wann man uns geschlagen hat, verfolgt hat, wann man uns einschränkte, uns gefangen nahm und verbannte, wann man uns hungern ließ. Ja, wir müssen uns auch daran erinnern, aber wir sollten es von einer anderen Seite sehen – wir sollen nicht vergessen, daß wir eine Zärtlichkeit, ein Lächeln, eine Verständigung irgendwann kennengelernt haben, daß wir Genossen und Mitmenschen des Menschen sind. Wir sollten uns auch erinnern, daß diese schlechten Erlebnisse uns die Kraft gaben für den Widerstand gegen das Schlechte, gegen die Ungerechtigkeit, gegen die Ausbeutung. Das ist schließlich ein Gewinn. Wenn ich mich erinnere, was ich in meinem Leben erlebt habe, in der Zeit der Besatzung wie auch in der des Bürgerkriegs, des Exils, in den Gefängnissen, fühle ich – wäre mir das alles nicht geschehen, hätten sich in mir nicht jene Kräfte entwickelt, die mich im Leben aufrecht erhalten haben. So habe ich sowohl das Gute als auch das Schlechte des Lebens verstanden und habe erreicht, auch das Schlechte zum schöpferischen Guten zu machen.

Es wäre reizvoll, Ritsos' geistigen Entwicklungsweg, die Spuren seines Klassenwechsels genauer zu verfolgen, doch soll hier nur ein Gedicht aus dem Zyklus *Frühlingssymphonie* von 1938 stellvertretend zitiert sein, welches sehr gut seine Loslösung aus den erstickenden persönlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, die Hinwendung zu einer optimistischen, produktiven Lebensbejahung erkennen läßt:

*Du schreitest
in meinen verstaubten Räumen einher
mit einem weiten Frühlingskleid,
das nach grünen Blättern duftet,
nach frisch gewaschenem Himmel
und nach Möwenflügeln
über einem morgendlichen Meer.*

*Sieh dir die Fotos an –
die verstorbene Mutter,
der verstorbene Bruder
und meine blasse Schwester
mit den mondähnlichen Locken
und mit einem fernen Lächeln,
das auf ihrem Gesicht schwebt
wie ein Käfig mit Kanarienvögeln,
der in einem ärmlichen Haus hängt,
in dem alle gestorben sind.*

*Wo ist ein Lastträger
der alle diese Möbel
in den Keller brächte?*

*Gehen wir in die Felder,
um den Mohn und die Sonne
und das frische Gras
wie Ringe an den Fingern zu tragen.*

Die letzten Verse könnten verstanden werden als die Aufforderung eines Naturlyrikers zur Flucht aus der miserablen Gesellschaft in die heitere, unschuldige Natur. Die Felder, die Sonne, die Blumen und das Gras als Ring am Finger zu tragen - das hieß für Ritsos jedoch nichts anderes, als im Kampf bewußt zu halten, für welche – gegenwärtigen und zukünftigen – Schönheiten des Lebens der Kampf geführt wird. Es ist ein tragendes Motiv auch seiner politisch akzentuiertesten Dichtungen bis in die Gegenwart, die ganz gewöhnlichen Freuden und Hoffnungen der Menschen, ihre Freundlichkeit und Liebe im Umgang miteinander, ihre Opferbereitschaft und Solidarität als Antriebskräfte des Fortschritts zu einer besseren Gesellschaft aufzusuchen und darzustellen. Die Verbundenheit mit der griechischen Natur gehört für Ritsos zu diesen Kräften.

Die folgenden Verse zeigen eine Reihe der genannten Elemente. Man kann sie allerdings auch hören als eine Art Lied zum 1. Mai – ein Loblied des Arbeiters und seiner schöpferischen Hände.

*Der Tag steigt herauf mit der Sonnenaxt auf dem Rücken.
Die Arbeiter mit der Sichel in ihrem Gürtel.
Einer mit einer breiten Säge sitzt auf dem Alleebaum und kappt die trocknen Äste,
einer mit einer Leiter unter dem Arm
einer mit einem Ring Kabel –
Ah ja wir werden sie bauen, die Welt, von Grund auf
von Anfang an, meine Genossen –
dieser alte Eimer mit der neuen roten Farbe
ist gewiß schwer – ihn tragend neigst du dich zur Seite
als ob du deine Liebste um die Hüfte hältst – die Gesichter
sind wie offene Fenster – wieder feiern die Hofmauern
mit den großen Losungen der Freiheit – diese Hände
schwierig von der Spitzhacke und der Sichel
schwierig von der Fahnenstange
schwere Hände, harte Hände wie die Ledersohlen der Jahrhunderte,
aufrichtige Hände, nächste Verwandte des Steins und des Eisens –
sie können die Tyrannis zerbrechen, können
wie Vögel leicht auf dem Haar der Frau verharren,
können die Glockentürme der Revolution erbauen
wilde Hände, die Adern auf ihnen wie ein Wald von Kraft
Sehnen verzweigt in die Landschaft der Brüderlichkeit
kräftige Füße die mit jedem Schritt den Abstand zum Glück verringern
Füße die Brücken über Abgründe bauen – schreite vorwärts,
hör die Schritte auf dem Asphalt der Stadt!*

Dies sind Verse aus dem schon erwähnten großen Gedicht *Nachbarschaften der Welt*, das Ritsos 1949 bis 1951 auf den KZ-Inseln Makronissos und Aji Strati schrieb. Gleich auf den ersten Seiten dieses Versepos macht Ritsos deutlich, daß die Nachbarschaften, die Wohnviertel, von denen er spricht, die der Armen, der Arbeiter und ihrer Familien in Athen sind. Und Athen ist zugleich alle Städte der Welt, in denen Armut und Unterdrückung herrschen:

*Der Abend spaziert durch die schmutzigen Straßen
einsam, mit einem alten abgelaufenen Mond in der Hand
wie der blinde Bettler mit der Mundharmonika. Er spielt ein blindes Lied.
Kein Fenster öffnet sich. Der Arbeiter, heimkehrend zu seiner Familie,
bleibt nicht beim Nachbarn stehen, überschreitet schnell die Schwelle,
den Blick am Boden. Die Kinder schauen ihn an.
Seine Frau stopft einen Strumpf, schaut ihn nicht an.
Wieder nichts, sagt er, als hätte er schuld,
wieder keine Arbeit gefunden heut, sagt er,
und die Kinder verstehen nichts und sind traurig,
und das Tellerregal ist traurig
wie ein Treppchen das nirgendwohin führt,
und die irdenen Teller sind traurig
wie Monde, die nichts zu bescheinen haben,
und das hölzerne Stopfei im Strumpf
ist wie eine geballte Faust,
wie eine Faust, versteckt in der leeren Tasche.
Die Wohnviertel sprechen nicht.
Die Wohnviertel sind zornig.
Sie verstecken sich im Schatten
und ballen die Faust. Sie sprechen nicht.*

*Die Nächte gehen stumm umher in den Wohnstätten der Menschen,
schlurfen durch die Gasse mit ihren zerschlissenen Schuhen;
einen Augenblick klopft ihr Absatz auf einen Stein
wie der Kolben eines Gewehrs an die Tür.
Dann vertieft sich die Stille. Die Häuser drücken sich zusammen
wie die Hände der Gefangenen
wenn der große Schlüssel in der Tür sich dreht.
Still! Rühr dich nicht. Die Sterne
mit ihren Sporen auf den Dächern. Rühr dich nicht.
Allmählich verlieren sie sich wie die Schritte
der Militärstreife. Es wird tagen.*

*Die Tage zögern in den Wohnstätten. Ihr Schatten
wird ein Kreuz an der Brettertür. Mutter-Leni
sitzt in der Dämmerung unter der Tür,
schaut nicht auf den Sonnenuntergang.
Das Abendlicht malt neben ihr einen kleinen Rosenstrauß.
Mutter-Leni berührt die Rosen nicht, sie sieht sie nicht.
Dann leuchten über ihr die Sterne auf
Die Sterne öffnen ein kleines ländliches Frühlingsfenster;
das Wispern von Träumen entsteht in der Luft.
Mutter-Leni hört nicht darauf*

*Mutter-Leni hört das entfernte Gewehrfeuer hinter den Sternen
hört wie sie wieder ihre drei Kinder erschießen,*

*hört wie sie die Kinder der Welt erschießen,
hört wie sie den Sommer erschießen im leeren Fußballstadion,
und verbirgt die Hände unter der schwarzen Schürze, verrät sie nicht –
denn die Hände der Mutter-Leni sind zwei Pistolen,
und diese Pistolen müssen losschreien mitten ins Herz des Faschisten
damit Mutter-Leni ihre Kinder wiederfinden kann,
sie müssen zwei Schüsse in die Luft jagen am Tag der Freiheit
damit Mutter-Leni die Rosen der Abendröte sehen kann,
damit sie die Fenster des Frühlings geöffnet sieht
und die Purzelbäume der Sterne wie die der Kinder sonntags am Strand,
damit sie den nächtlichen Windhauch auf der Wange spürt
wie das warme Hemdchen des Säuglings.*

*So viele Tote. Wie wird der Mai einen Weg finden
zwischen so vielen Toten? Wie wird der Mai
sich den Weg freigraben, daß er an unsere Tür gelangt?
Nein – wir sind nicht auf die Welt gekommen nur um zu sterben.
Das weiß die Sonne. Und du weißt es auch Genosse.
Deshalb – wenn wir den Tag über unsre Pflicht getan haben –
schaut uns die Sonne einen Augenblick an eh sie geht,
sieht uns in die Augen – lächelt:
Ich komme wieder, sagt sie, gewiß doch komme ich wieder,
so wie der Tischler seine Kinder anschaut eh er zur Arbeit geht,
seine Säge haltend und die Stifte,
und es sicher ist, daß er mit einem großen Lächeln
um den Mund zurückkehrt
und mit einem großen Brot unterm Arm –
wenn wir unsere Pflicht getan haben.*

*Unsere Tage waren bitter. Sehr bitter.
Der Schatten einer Zypresse vermaß Stück für Stück die ganze Welt.
Jeder schleppte auf dem Rücken auch von einem Toten,
und wir schleppten ständig auf dem Rücken unsern eignen Tod.
Eilig warfen wir unsre Toten auf den Karren der Stadtverwaltung.
Wir fanden keine Zeit zu weinen. Wir hungerten dauernd.
Es schneite. Bei Tagesanbruch froren wir sehr.
Klein und rund wie ein Brot – das war unser ganzer Traum,
ruhig und traurig wie ein Tropfen Öl im Teller Löwenzahnsuppe,
heimlich wie das erste Wort, das die Bergleute wechseln,
kurz vor dem Streik,
unser Traum, klein, gut versteckt in unserm Herzen
wie der Zettel mit der Parteiparole versteckt im Schuh des Proletariers.*

*So klein war unser Traum.
Aber dieser Traum war der Traum
aller Hungernden und Entrechteten.
Und zahlreich waren die Hungernden*

*und Entrechtete gab es viele.
Und der Traum wuchs – wuchs ganz allmählich –
immer noch derselbe, rund wie ein Brot
und derselbe rund auch wie die Sonne
und derselbe rund auch wie die Erde
und derselbe rund wie der Horizont,
jener Traum der Hungernden,
der Traum der Entrechteten
der ganzen Welt.*

Die Rede ist hier von der Situation in Athen kurz vor der Befreiung von der deutschen Besatzung. Beschreibt Ritsos die Klassenkämpfe in seinem Land, oder besser: erschließt er sie poetisch für die, mit denen er im Kampf und im Leiden verbunden ist, so findet er noch in den Situationen der Niederlage und größten Hoffnungslosigkeit Worte und Bilder, in denen er die Zukunft beschwört und seinem Vertrauen in die Kraft des Lebens, in die Kraft der engagierten Vernunft Ausdruck gibt. Trotz der ständigen Nähe des Todes in seinen Gedichten wie in seinem Leben setzt sich immer wieder dieser hoffnunggebende Grundton durch, und eine Entsprechung dazu scheint mir die kühne, manchmal bis ins Surrealistische ausschweifende Phantasie, die ihn Alltäglichsstes und Zukünftiges, Kampf und Natur, brutale Gegenwart und die humanen Träume in große Bilder der gesellschaftlichen Vorgänge komponieren läßt. Phantasie nicht als Wirklichkeitsflucht, sondern als Motor der Entwicklung. Und die Darstellung der Kämpfe nicht als Kriegsbericht, sondern als Klärung ihrer Motive, dargestellt aus dem Verständnis der Unterdrückten, deren Freiheit und Humanität sich nur in diesen unfreiwilligen, aufgezwungenen Kämpfen verwirklichen kann.

Die folgenden Verse bilden die Situation in Athen im Herbst 1944 bei der Befreiung von der deutschen Besatzung ab. Gewaltig müssen die Gefühle, die Begeisterung der Menschen gewesen sein. Um so tiefer und bitterer die Enttäuschung, die bald darauf folgte.

*Guten Tag. Guten Tag. Aus den Nachbarschaften stiegen
barfüßige junge Leute mit breiten Stirnen herab. Jeder Augenblick
war ihnen eine Fahne. Die Schaffner der Autobusse
verkauften Fahrscheine für einen sonnengebadeten Tag, für viele Bäume, für reichlich Brot.
Die Zeitungsverkäufer riefen in den Straßen. Ihre Stimme
öffnete eine Fensterflucht in den Horizont. Die Brezelverkäufer
verteilten rundes Lachen. Grüß euch, grüß euch.
Die Postler und die Telefongesellschaft – was gibts Neues?
Die Bankangestellten und die Eisenbahner
und die Arbeiter der Schwerindustrie
und die Seeleute mit ihren Kitteln voller Meer und Teer
und die Kellner mit ihren Servietten schräg über die Schulter geschlagen
die bereitstehn zum Abstauben der Tische – und die Bauarbeiter
und die Kohlenhändler und die Dichter und Schuster –
grüß euch Genossen,
grüß euch grüß euch – wo geht ihr hin?
Was tragt ihr in euren Augen
wie ihr da eure Morgenbrezel auf dem Weg kaut
einen Traum raucht, lächelt
hinter dem Rauch – und auf eurer schweren Hand*

haltet ihr die Handvoll Hoffnung, führt sie herum in den Parks
zwischen den Bänken und Bäumen – und ihre Taschen sind
geschwellt, nicht von Knabbererbsen –
Handgranaten trägt die Hoffnung in ihren Taschen
und das Knallen der Fenster, die sich zur Sonne öffnen
und die brausenden Vororte beim Abstieg in die Stadt
und die brausende Stadt beim Anstieg zur Sonne.

Mit wilden Haaren brauste die Stadt vor den Gittern der Ministerien,
die Stadt brauste vor den Gittern der Gefängnisse,
sie brauste vor dem Tor der Geheimpolizei.
Es brauste der ganze Staat. Ein Hoch
gelöst im Wind, ein großes Vivat,
drang durch die Fenster, die Türen,
in die Spalten, in die Regenrinnen,
ein gewaltiges Hoch – wir atmeten es –
die Lungen schwollen davon – hoch das Leben!
Eine Demonstration kam herab aus den Vorstädten,
überschwemmte die Hauptstraßen, sprengte die Tore der Paläste –
Feuer im Arbeitsministerium! Die brennenden Papiere
segelten über den Köpfen der Demonstranten –
beleuchteten die Helme, die Feuerwehrpumpen –
„Brot Brot – Nieder mit den Tyrannen!“
Tante Kali mit einer Fahne – „Hoch Hoch“ –
„Hoch die Fahne!“ Tante Kali fragte
„Wo bist du Wangelis mein Vögelchen – wo bist du mein Söhnchen,
daß du siehst wie die Freiheit neben deiner Mutter läuft!“

Die Panzer drängen aus allen Straßen hervor,
und einer ist auf die Mauer geklettert, ruft
„Welcher Tod Brüder? Hoch die Freiheit!“
Der Streik der Straßenbahner,
stehengebliebene Tramwagen in der Sonne Athens,
die Schaffner mit ihren Taschen stoßen zu den Demonstranten
und Tante Kali mit der Fahne stolpert in die Hochrufe
und Wangelis mit uns, stimmt ein in die Rufe.
Welche Panzer? – Welcher Tod? – Oben auf die Straßenbahn
ist Wangelis gestiegen, schreit: Sito! Hoch! –
„Ach die Stimme meines Sohnes, ach mein Söhnchen –“
„In die Höhe die Fahne – Hoch! Hoch! –“

Und näher rollen die Panzer, noch näher,
die Panzer rollen über die Knieenden,
rollen noch einmal über die Getöteten,
„Keinen Tod gibt es hier, nur Leben und Zukunft, hoch, hoch!
Höher die Fahnen!“ – Der Marsch der Studenten,
Freiheit oder Tod

*Freiheit oder Tod – haltet die Fahne!
Anthi – die kleine Anthoula liegt unter den Panzern!
– haltet die Fahne – Anthoula
unter den Tanks – unter den Tanks hervor ihre Hand
reicht die Fahne – Freiheit oder Tod,
Freiheit oder Tod,
Freiheit oder Tod. Welcher Tod?
Hier ist kein Tod, nur Leben und Zukunft.
Hoch Hoch!
Es lebe die Freiheit!*

*Die Stadt braust in der Sonne
und dieser Wind braust in der Stadt
der Wind des Sommers pfeift in die Nachbarschaften der Welt.
Dieser Wind will nicht mehr schweigen
er pfeift, pfeift, pfeift
pfeift in das Ohr der Toten Lebe hoch!
und die Toten öffnen die Augen
er pfeift, pfeift, pfeift,
fegt vorbei unter den Beinen der Gehenkten
weckt die Gehenkten
und die Gehenkten reiten den Wind – stürmen in die Unsterblichkeit
ziehen hinter sich ihre zerrissenen Stricke.*

*Und dieser Wind wirbelte die Flugblätter
auf die Dächer der Stadt
auf die Schiffe im Hafen
auf die Helme der Nazis
vor ausgebrannte Fenster
auf die Marktplätze der Stadtviertel
in die Konzentrationslager
der Wind spießte die Flugblätter auf die Stacheldrähte
und die Menschen haschten nach den Flugblättern, fingen die Flugblätter in der Luft
und wie Regen fielen die Flugblätter auf die Straßen
hüpften von Tür zu Tür
pickten wie große Vögel an die Scheiben der Fenster
und die Menschen in den Bussen gestikulierten und riefen durcheinander
die Menschen auf den Straßen lasen die Flugblätter mit lauter Stimme
stolperten über die Bajonette und schrien Hoch
und jener Verkehrspolizist – was ist passiert
in seiner hölzernen Kiste –
regelt den Verkehr mit seinen weißen Handschuhen
– welche Zeichen gibt er? Die Straßenbahnen haben angehalten
und die Autos sind gestaut – die Straßen verstopft
die Klingeln und die Hupen und die Hochrufe
und die Telefone auf den Polizeirevieren
und die Telefone der Geheimpolizei*

*und die Telefone der Ministerien
und die Telefone der Stäbe –
der Verkehrspolizist Nr. 44 hat durchgedreht
– hat durchgedreht? Wie bitte? Ja durchgedreht, durchgedreht!
Also also – die Telefone haben durchgedreht
die Hupen, die Klingeln, die Hochrufe durchgedreht
der Verkehrspolizist Nr. 44 hat durchgedreht
den Verstand verloren, hat sie nicht mehr alle – gibt falsche Zeichen
leitet die Wagenkolonnen um
jagt die Flugblätter, der Polizist
gestikuliert, ruft seine weißen Handschuhe –
über die haltenden Straßenbahnen, über die Autos
über die Feuerwehrleute, über die Panzer
fliegen seine weißen Handschuhe – seltsamer Anblick
wie zwei große Tauben – durchgedreht durchgedreht
welche Zeichen gibt er? – dort lang die Tanks
dort lang die Panzer – dort lang dort lang. Was zeigt er
mit dem ausgestreckten Finger – der Polizist Nr. 44 –
kommandiert den gestiefelten Tod – kommandiert den Tod
hinaus aus Athen, hinaus aus Griechenland, hinaus aus der Welt –
was zeigt der ausgestreckte Finger dort oben?
Das Niederholen der Hakenkreuzfahne von der Akropolis,
da geht die griechische Fahne empor!
Sie lebe hoch hoch hoch!*

*Und es hingen tausende roter Fahnen von den Balkonen Athens
tausende roter Losungen an den Häuserwänden
an den Hofmauern des Parlaments, auf den Stufen der Nationalbibliothek
an den Marmortreppen der Universität, der Akademie
während sich das Arbeitervolk aus den Nachbarschaften ergoß
die Stadiou-Straße überschwemmte,
die Hauptstraßen, den Syntagma-Platz,
während das Volk herabfuhr aus den Nachbarschaften
in beschlagnahmten Autos
während das Volk rief aus den Logen der Theater
und die Studenten auf den Brüstungen der Balkone ritten
sie ritten die weißen Mauern als weiße Pferde
Aufbruch zum Horizont, in den Händen die Zügel der Zukunft
Freiheit oder Tod Freiheit oder Tod.*

Die folgende Miniatur vom Schluß des gleichen Kapitels der *Nachbarschaften der Welt* zeigt, wie Ritsos immer wieder die Darstellung der großen gesellschaftlichen Vorgänge in den Erlebnissen des einzelnen Beteiligten spiegelt.

*Und Andreas, als er gegen Abend nach Pankrati
vom Marsch nach Hause ging – aus dem brausenden Athen – die ersten Lichter wurden entzündet
und golden war der Sonnenuntergang, sehr golden*

die geliebte Stadt erstrahlte
und die roten Farben erschienen noch röter im goldnen Sonnenuntergang
„Ach – was haben wir alles zu erledigen – wie viele Aufgaben!“
und unten strahlte auch der Saronische Golf golden und rot
Andreas warf ein Auge im Vorbeigehn auf das Zappeion
und den bronzenen Diskuswerfer am Weg, auch der golden und rot,
dem hatten sie einen roten Wimpel in die Hand gesteckt –
das Stadion leer – wie groß mein Gott,
wie würde es überübermorgen die roten Athleten aufnehmen,
ach wie groß ist doch die Welt,
alle Sterne gehören uns – wie Alekos gesagt hat,
und da der Abendstern – wie groß der Himmel –
und Andreas ist sehr klein in seiner Uniform der ELAS-Soldaten
und Andreas' Herz ist so groß,
daß seine Brust es nicht faßt – platzen wird er,
und ist so klein in seiner Uniform, der Andreas,
und ist noch kleiner in seiner Freude.

Er probierte seine Stimme laut, wollte singen
versuchte ein Lied zu finden, so stark wie seine Freude.
Er fand keins. Er war auch schon heiser von den Hochrufen
er senkte den Kopf, pfiß die „Volksherrschaft“
später knöpfte er den Kragen auf und weinte
noch später warf er sein Käppi in die Luft und schrie: Hoch sollst du leben
und noch später umarmte er eine Frau auf der Straße
und zeigte ihr mit dem Finger den Sonnenuntergang.

„Ich bin verrückt!“ sagte er. Und sie lachte: „Wer ist das nicht?
Wir sind alle verrückt, mitten in der Liebe
alle verrückt von der Freiheit, die unsre Liebe ernährt.“

Da wurde Andreas ernst.
Er schaute einen Augenblick ihre Zähne an,
die im Abendlicht schimmerten.
Er knöpfte seinen Kragen zu und sagte:
„Wir müssen unsre Verrücktheit beherrschen.
Mach es gut, Genossin.“
„Machs gut du, du verrückter Partisan!“ rief sie ihm nach.
Ihr Lachen blieb hängen in der Nachbarschaft.
Sie griff einen Apfel aus dem Korb des Krämers
schlug ihre Zähne in den Apfel
und blieb so stehn, die Zähne im Apfel vergraben
versunken in den Anblick des Sonnenuntergangs
als hallte ihr Lachen weiter
als ginge ihr Lachen ein in das Herz der Welt.

Die Streitkräfte der griechischen Volksbefreiungsarmee ELAS hatten in jenen Monaten nicht nur die Stimmung der Mehrheit des Volkes hinter sich, sondern besaßen auch die reale Macht zur Bildung einer Mehrheitsregierung. Aus der Absicht, möglichst auch die bürgerlichen, aus dem Exil zurückkehrenden Kräfte an der Regierungsbildung zu beteiligen, ergaben sich jedoch langwierige Verhandlungen, die den rechten und monarchistischen Gruppen Zeit zur Sammlung und den britischen Bundesgenossen Zeit zum Truppenaufmarsch gaben. Welcher politische Plan sich hinter dieser Taktik verbarg, hat der damalige britische Premier Winston Churchill später im Band 11 seiner Memoiren in zynischer Offenheit beschrieben:

Man konnte der Gewaltlosigkeit, mit der die Kommunisten Athen erobern und sich der Welt als die vom griechischen Volk gewollte Regierung präsentieren wollten, nur mit Waffengewalt begegnen. Es hatte keinen Zweck, so etwas halbherzig zu tun. Anthony Eden und ich... stimmten völlig darin überein, daß man das Feuer eröffnen mußte. (Memoiren Bd. 11)

Das Ergebnis dieser Politik waren die berühmt-berüchtigten „Dekembriana“, die Vorgänge des Dezember 1944, deren Einzelheiten in Griechenland bis heute umstritten sind. Englische Soldaten und eine Polizei, die auch der deutschen Besatzung gedient hatte, schossen in eine große Volksdemonstration auf dem Syntagma-Platz im Herzen Athens und provozierten damit einen mehrwöchigen bewaffneten Kampf zwischen der ELAS und den britischen Truppen um die Macht in der Hauptstadt. Die Kämpfe wurden beendet durch den Kompromiß von Varkitsa, in dem die Führung der Volksbefreiungsfront EAM der Ablieferung der ELAS-Waffen zustimmte für die Zusicherung, daß auch die noch aktiven rechtsextremen Milizen entwaffnet würden und daß in freien Wahlen eine demokratische Regierung gewählt werden sollte. Die Linke entmachtete sich so selbst und ihre Anhänger wurden in der Folge grausamsten Verfolgungen durch die unter dem Schutz der Briten weiter agierenden, den Vertrag ignorierenden Rechten ausgesetzt. Hier einige Zeilen aus dem Kapital der „Nachbarschaften“, in dem Ritsos sich auf diese Vorgänge bezieht:

*Es wurde kalt. Der Dezember, weißt du, der näherte sich. Wir beeilten uns.
Wir mußten Unterlagen sammeln. Mußten die Listen unsrer Märtyrer vervollständigen.
Mußten die Grundlagen der Organisation neu aufbauen.
Wir mußten unsre Lieder schreiben. Wir schafften es damals nicht.
Wie sollten wir es schaffen? Was sollten wir zuerst erledigen? An den Abenden
wenn die Rollos vor den Schaufenstern mit den müden Lichtern runtergehen
wie eiserne Netze in eine geheimnisvolle Tiefe sinken,
an den Abenden ist viel Bewegung von englischen Jeeps zu beobachten
viel Bewegung von großen abgeschlossenen verschwiegenen Fahrzeugen.
Die Bars hell erleuchtet, die englischen Soldaten
trinken Bier, kommen aus den Türen,
vor den erleuchteten Rechtecken sieht man sie kotzen,
auf die Gehwege treten und pinkeln. Diese Soldaten benehmen sich hier,
sagt man, als wären sie bei sich zu Hause. Welches Zuhause? Diese Soldaten
torkeln betrunken, stolpern, schreien herum, singen lallend
als hätten sie Kiesel auf der Zunge. Was singen sie?*

*„Tipperary – wo ist unser Tipperary?“ Okay John, auch wir haben gesungen
aber wir haben damals das Tipperary anders gesungen, John, erinnerst du dich nicht?*

*Erinner dich John, daß wir dich auf unsern Rücken trugen. Erinner dich,
ah John, erinner dich John. Was hast du denn? Sag mir doch.
Einen lächerlichen Sold. Der reicht nicht mal für dein Bier.
Und eine Schwester hast du, die liest immer Shakespeare.
Erinnerst du dich, wie sie dir abends
die Gedichte Byrons vorlas, ich glaube den „Fluch der Athene“?
Nicht möglich John – du wirst dich erinnern. Du mußt dich erinnern!
Dort, an den Londoner Abenden. Es gibt Nebel in London.
Wie ist der Nebel John? Wir hier wissen nicht, was Nebel ist.*

*John, hast du nie gefragt, was sich dahinter verbirgt?
Beug dich her, daß ichs dir ins Ohr sage: „Im Londoner Nebel
verbirgt sich Mr. Churchill John, mit seiner Zigarre und seinem Bauch,
der Mr. Churchill John, der sich schon seine Mußestunden ausmalt
und hinter Mr. Churchill John“ – Verstehst du jetzt?
Und deine Mutter erwartet dich zu Tisch John
und meine erwartet mich John.
Und Mr. Churchill hinter dem Londoner Nebel
lauert auf dich genau wie auf mich.*

*Etwas lauerte uns wieder hinter den Mauern auf
etwas Stummes und Dunkles, das außerhalb unsrer Herzen war
wie die Schiffe der englischen Flotte vor dem Hafen von Piräus –
die englische Flotte in der Nacht mit gelöschten Lichtern
und die Mündungen ihrer Kanonen direkt auf Athen gerichtet.
Gewiß, an den Abenden werden die Lichter entzündet
und an Sonntagen sogar die elektrischen Bögen in der Stadiou,
der leuchtende Fluß zieht sich vom Syntagma zum Ommonia-Platz
und die großen, dunklen, stummen, verschlossenen Wagen
fahren die Syngrou-Allee hinauf – der Asphalt glänzt,
die Bars sind gefüllt mit ausländischen Soldaten
die Engländer kommen und gehen in den Bordellen und den vornehmen Häusern,
betrunken flanieren sie Arm in Arm mit den Huren in Chaftia
und der beleuchtete Parthenon schwimmt noch immer über der Hauptstadt
so weiß so vogelleicht der Parthenon in der Nacht
wie ein geheimnisvolles schwebendes Schiff, von dem man nicht mehr weiß, was es geladen hat.*

*Am Abend hatten sie beobachtet, daß Kanonen hinaufgebracht wurden
englische Kanonen auf die Akropolis. Wie soll der Verstand des Menschen das fassen?
Eine Kreuzotter hast du in deinem Schoß gewärmt, armes Griechenland!*

*Ach die Bitterkeit in unserm Mund. Mit Müh und Not hatten wir
kaum unsre Toten bestattet. Mit Müh und Not
noch nicht einmal unsre Lieder geschrieben. Aber ich, John,
werde das Lied schreiben, das ich dir versprochen habe.*

*Ah John – kaum ist die Spucke vom Jubelgeschrei auf unsern Lippen getrocknet
und noch findet sich, auf dem Rücken, in unsrer Jacke
der Abdruck, wo wir euch auf unsre Schultern gehoben haben –
kaum hast du noch dein „en dak-si“ gelernt.
Ah John – erzählst du mir wohl jetzt, daß du nicht gehört hast, wie wir dir gerufen haben?
Okay John, Bruder John, deine Mutter John,
deine Mutter wartet – und meine Mutter wartet auch.
Hast du es nicht gehört?*

*Und da tönten schon vom Palast
Deine ersten Schüsse John,
und wieder waren deine Schüsse zu hören
als wir, John, unsre Toten geleiteten, die du getötet hattest
als das Volk auf dem Syntagma kniete
und seine Toten beklagte, John. Jene Kugeln
verkeilten sich im Herzen unsrer Toten
und dieses Volk hier, das nie kniet, es sei denn vor seinen Toten
erhob sich mit einem Herzen, um aus dem Herz seiner Toten die englische Kugel zu holen.*

*So erhob sich der Dezember, John, mit deinen Feuerstößen
so erhob sich wiederum das Volk und schrie:
Freiheit oder Tod
Freiheit oder Tod
Freiheit oder Tod!*

Nach den Kämpfen die Agonie. Friedhofsruhe im Land, in der Hauptstadt. Ritsos erlebte sie und beschwört sie, sich erinnernd, in seinen Versen herauf:

*Gemarterte Stadt. Gerühmte Stadt.
In Trümmern, in Trümmern. Die Stadt hat ihre Fenster geschlossen
hat ihre Augen geschlossen und kann nicht schlafen.
Ruhmvolle Stadt, verfolgte Stadt, getretene Stadt. Die Stadt
verbirgt sich im Schatten ihrer Häuser
wie sich der geschlagene Hund im Keller verbirgt
und zwischen den zerbrochenen Stühlen seine Wunden leckt.*

So oft Ritsos den Schmerz der Unterlegenen darstellt – und er tut dies schonungslos, in einer Sprache, deren Bilderreichtum an Lorca, deren düstere Farbigkeit an Trakl denken läßt – so oft sucht er doch wieder nach den Spuren eines Überlebenswillens, nach den unausrottbaren Keimen neuen Widerstands gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit bei denen, denen seine Sympathie und Solidarität gehört. Bedenkt man, daß er diese großen Gedichte in einer Situation äußerster, auch persönlicher Hoffnungslosigkeit in den Konzentrationslagern schrieb – auf den Knien, wie Aragon sagte – so kann es nur ein historisch begründetes Vertrauen in die Unaufhaltsamkeit des humanen Fortschritts sein, das ihn im Angesicht so vieler Opfer, im Angesicht des Todes Verse wie diese finden läßt:

*Diese blaue Stadt hat keine Ahnung vom Tod.
Hauen sie ihr die eine Hand ab, kämpft sie mit der andern,*

*hauen sie ihr beide Hände ab, kämpft sie mit den Zähnen,
hauen sie ihr auch die Füße ab, hält sie sich aufrecht im Wind
läuft pfeifend durch die Luft
wie die Kugel pfeift, die geradewegs
in das Herz der Ungerechtigkeit fliegt.*

Die bisher zitierten Ausschnitte aus dem immerhin 130 Seiten starken Versepos von den Wohnvierteln, den Nachbarschaften der Welt zeigen deutlich, daß hier ein erzählerischer, zuweilen rhapsodischer, ja suggestiver Sprachduktus vorherrscht. Der allerdings auch immer wieder gleichsam gestaut, kondensiert wird zu Passagen von bestürzender poetischer Dichte, von einer – ich verwies schon darauf – die Realität erweiternden, erfindungsreichen Phantasie.

In der eben 150 Jahre alten Geschichte der neugriechischen Literatur waren volksferne Kunstsprache und westeuropäische Vorbilder die bestimmenden Merkmale. Es ist vor allem Jannis Ritsos, der seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts mit seinem Werk die neugriechische Poesie inhaltlich und formal von den esoterischen Höhen des Parnas herabgeholt hat in eine Verständlichkeit und Brauchbarkeit für das Volk. Theodorakis und seine Schüler haben dabei mit ihren Vertonungen eine Brücke geschlagen zwischen den verbreiteten volksmusikalischen Traditionen des Landes und der noch kaum entwickelten Lesekultur. In anderen Werken von Ritsos zeigt sich deutlicher als in dem hier vorgestellten, daß die Volkstümlichkeit seiner Poesie keine Verleugnung oder Aufgabe der klassischen und byzantinischen Kulturtraditionen Griechenlands bedeutet. Ritsos' Funktion als Neuerer und Bewahrer der nationalen Literatur kennzeichnet ihn wie die anderen großen kommunistischen Dichter der Weltliteratur, als deren Bruder und Schüler er sich versteht: Majakowski, Hikmet, Neruda, Eluard. Der Deutsche Brecht wäre hinzuzufügen, der in Griechenland allerdings lange unbekannt blieb.

Doch noch einmal zurück zur politischen Geschichte des Landes, so weit sie in Ritsos' *Nachbarschaften der Welt* aufgehoben ist. Nach dem allgemeinen Kriegsende von 1945 wurde für die linken Kräfte Griechenlands schnell erkennbar, daß sie um die Früchte ihres Befreiungskampfes betrogen worden waren. Weder eine sozialistische Volksdemokratie noch eine Republik unter Einschluß der Linken war das Ergebnis des nationalen und internationalen Machtkampfes, sondern die Wiedererrichtung einer bürgerlichen Monarchie und die erneute Unterdrückung der Sozialisten. Die Folge war der verzweifelte Versuch der in die Berge geflohenen oder untergetauchten Kämpfer der ELAS, im bewaffneten Kampf die Hoffnungen der Kriegsjahre doch noch zu verwirklichen. In dem von 1947 bis 1949 dauernden Bürgerkrieg wurde das kommunistische Volksheer schließlich geschlagen. Die Truman-Doktrin, die amerikanischen Waffen und Finanzhilfen, erlaubten der Regierung den Sieg. In den 25 Jahren von 1949 bis 1974 wurde die Politik des Landes, so hieß es in Athen, mehr von der US-Botschaft als von der griechischen Regierung und dem König bestimmt.

Ritsos war bereits 1948 verhaftet worden und blieb vier Jahre mit Zehntausenden in den Insellagern interniert. Dieses Schicksal und sein inzwischen erlangter internationaler Ruhm hat die Obristendiktatur nicht gehindert, ihn 1967 erneut zu deportieren. Und dies war die Situation der Achtzigtausend auf Makronissos:

*Die Sonne hingesenken in den Drahtverhau
ihre Därme auf den Boden gegossen.
Und auch du Genosse – verwickelt bist du im Drahtverhau
und deine Eingeweide auf den Boden gegossen,
so bitter bist du auf die eine Seite gesunken,
raffst deine Därme in deinen Händen zusammen., Und mir rufst du zu:
„Erforsch unser Lied im Drahtverhau, Genosse!“*

*Ich erforsche, Genosse, unser Lied in deinem Herzen
Ich reiße dein Herz, Genosse, aus dem Stacheldraht
damit es in unserm Lied noch für Jahrhunderte schlägt.*

*Wer hat gesagt, daß wir das Leben nicht liebten?
Wer hat gesagt, daß wir den Tod nicht rechneten?
Niemals wollten wir sterben – allein für das Leben konnten wir sterben.*

*An unsern Herzen klammerten wir uns fest
wie der Schmerz sich an die Hoffnung klammert –
noch einen Augenblick – nur noch eine Sekunde!
Wir bissen uns auf die Lippen, wenn wir den Schatten unsrer Hand auf dem Boden sahen,
wir wollten den Schatten unsrer Hand festhalten,
um das Leben noch in unserm Schatten zu halten.*

*Erschöpft wie wir waren zeichneten wir mit unsern Schritten einen Bogen
um das erste Blümchen, das dem Felsen entsproß
damit nur keiner das Blümchen zertrete.
Wißt ihr was das bedeutet? Einen halben Kreis
beschrieben wir mit unsern geschwollenen Füßen –
einen halben Kreis um eine kleine Blume – beladen mit den schwersten Steinen der Welt
unter Beschimpfungen, Fußtritten, Peitschenhieben
den wunden Rücken beladen mit unsern Toten
beladen mit unserm eigenen Tod,
so schleppten wir uns im Bogen um die kleine Blume,
um sie nicht zu zertreten
als jeder Schritt ein Messerstich war ins Herz
als jeder Schritt auch ein Tod war.*

Durch das ganze Gedicht, immer wieder aufgenommen, zieht sich das Bild vom Wind der Welt, vom Wind der Geschichte, der den Herrschenden ins Gesicht bläst. Und mit diesem Bild endet auch das Gedicht von den Wohnvierteln der Menschen, den Nachbarschaften der Welt – mit dem Wind, von dem der damals auf der Insel Aji Strati gefangene Dichter Jannis Ritsos schrieb und den er noch heute, in Freiheit und geehrt in Athen lebend, verkündet:

*Hört wie dieser Wind aus den Wäldern
pfeift in die Städte der Zukunft!
Er ist groß dieser Wind
fröhlich ist er
und rauh dieser Wind*

*Er schimmert von tausend Tauben
schimmert von den Augen unsrer Helden
schimmert vom Opfer, von der Hoffnung und der Zukunft.
Viele tausend Münder zugleich sind nötig
viele tausend Trompeten zugleich, um diesen Wind zu verkünden.*

*Riesig ist dieser Wind
er ist voller Freude, voller Heiterkeit
er stürzt die Mauern, die sie zwischen den Völkern errichteten
er stürzt die Mauern des Todes
er stürzt die Mauern zwischen dem Geist und dem Herzen
die Mauern zwischen dir und mir
und weit öffnet er das Fenster der Sonne über der einen Welt.
Hört nur, wie er braust dieser Wind
in den blutbefleckten Nachbarschaften der Welt.*

In jenem schon erwähnten Gespräch sagte Ritsos:

Ich glaubte immer an den Menschen, und ich fahre fort, an ihn zu glauben. Der Titel meines Gedichts „Das letzte Jahrhundert vor dem Menschen“ drückt genau dies aus. Ich nenne unseres das letzte Jahrhundert vor dem Menschen, aber es kann auch das vorletzte oder vorvorletzte sein. Das ist nicht wichtig. Trotz aller schlechten Omen unsrer Zeit, trotz aller furchtbaren atomaren Rüstung, die die Menschheit und die gesamte menschliche Kultur, die sich in Jahrtausenden entwickelt hat, mit völliger Vernichtung bedroht, fahre ich fort zu hoffen auf etwas Besseres für die Menschen und unsern Planeten, die Erde.

Erasmus Schöfer, die horen, Heft 134, 2. Quartal 1984